

Chris van der Heijden

Nachgiebige Zuschauer?
Die Folgeerscheinungen des Zweiten Weltkriegs
in den Niederlanden*

IM APRIL 1954 erschien in den Niederlanden von neun Literaturzeitschriften gleichzeitig eine Sonderausgabe. Das war ein Unikum. Die Sonderausgabe trug den Titel *Nationale Snipperdag* und bestand aus einer langen Klage über die Tatsache, dass der Zweite Weltkrieg und insbesondere diejenigen, die diesen zu einem großen Moment in der niederländischen Geschichte gemacht hatten, die Widerstandshelden, vergessen würden. Anlass zu der Klage war die Entscheidung des Staates, den 5. Mai, den Befreiungstag, als Nationalfeiertag abzuschaffen. So gut wie alle, die an einem dieser neun Blätter mitarbeiteten, beklagten sich – ebenso wie ein großer Teil des ehemaligen Widerstandes sowie eine Reihe von Politikern vor allem aus der linken Ecke – bitter über diese Entscheidung. Sie sei ein Schlag ins Gesicht der Toten, ein Schlag auch ins Gesicht der Überlebenden. Einer derjenigen, die klagten, war Redaktionsmitglied der ältesten und renommiertesten Kulturzeitschrift der Niederlande, *De Gids*. Sein Name war Eduard Hoornik, 1910 geboren und zu diesem Zeitpunkt gerade 44 Jahre alt. Er hatte in den dreißiger Jahren bereits vor dem Nationalsozialismus gewarnt, unter anderem mit dem in den Niederlanden berühmten Gedicht *Pogrom*, das über Berlin und Amsterdam erzählt, über die Spree und die Amstel, die Grenadierstraße und die Jodenbreestraat, und das mit dem Unheil verkündenden Satz endet, dass eine Zugreise von dem einen zum anderen Ort noch nicht einmal einen Tag dauere.

Das zeigte ein gutes Gespür, war eine vernünftige Warnung, und Hoornik sollte dann auch die Folgen seiner Erkenntnis erleben: Von Mai 1944 bis April 1945 war er in Dachau. Es war eine Erfahrung, die ihn – wie alle anderen, die sie erlitten – niemals wieder verlassen sollte. In Dutzenden von Gedichten und einer Reihe von Prosatexten sollte er Zeugnis davon ablegen. Einer dieser Texte, ein Gedicht oder was als ein solches gilt, stand in der genannten Sonderausgabe der versammelten niederländischen Literaturzeitschriften und erzählt von einer ruhelosen Nacht und von einem Gespräch mit der Person, die neben ihm liegt, seiner Frau:

* Aus dem Niederländischen übersetzt von Annegret Klinzmann, M.A.

Habe ich geweint, fragt der Dichter.

Ja, versuche doch zu schlafen, antwortet die Frau und fragt dann: träumst du
Ja, sagt der Mann, immer, immer das gleiche. [immer das gleiche?

Dann schau dir doch den Mond an, sagt die Frau.

Ich hasse den Mond. Der Mond, der jetzt scheint, kann nicht der gleiche sein
Das Licht scheint einem in die Augen. [wie damals.

Meine Augen sind leer.

Und dann, nach einigem Hin und Her, beginnt der Mann zu erzählen. Seinen Traum. Immer der gleiche: von einem Appell, von einem Mann, der auf einem Bock liegt, von Schlägen, die auf seinen Rücken niedergehen und von seinem Mitzählen . . . Eins, zwei, drei. Er erzählt auch von den Augen des Mannes, der schlug, der schlagen *musste*, bei Strafe, selbst geschlagen zu werden, von dem Hervorquellen der Augen, von dem Schaum, der durch die Kraftanstrengung auf seine Lippen kam.

Hörst du noch zu? fragt der Dichter.

Ja, sagt die Frau. Der Mond ist weg, vielleicht kannst du nun schlafen.

Nein. Weißt du, was ich gerne hätte?

Was hättest du gerne? fragt die Frau.

Dass du was singst?

Was?

Das Kinderliedchen . . .

Und so endet das Gedicht, das kein Gedicht ist, und das erzählt, wie es Menschen, die in den deutschen Lagern gesessen hatten, nachts erging.¹ Daher auch ihre unbeschreibliche Wut, als der Krieg nach dem Krieg vergessen zu werden drohte. Im ersten Jahr, vielleicht in den ersten anderthalb Jahren, nach Kriegsende war das noch nicht der Fall, und es wurde, zumindest in den Niederlanden, viel über den Krieg gesprochen, viel geschrieben, geplant und gerufen, dass dies nie wieder geschehen dürfe, dass klar Schiff gemacht werden müsse, dass dieses und dass jenes. Aber Ende 1945, die gesamten Niederlande waren gerade erst ein halbes Jahr befreit, ging es schon bergab, begannen die Irritationen, setzte das Schweigen ein, schien der Krieg kurzum statt in Frieden immer mehr in Unfrieden zu enden. Die Mitglieder des Widerstands waren unzufrieden, weil sie nicht ausreichend bewundert wurden.² Die Reformer waren enttäuscht, weil aus den Reformen nichts wurde. Die Säuberer waren wütend, weil schlecht gesäubert wurde. Diejenigen, die gesäubert wurden, waren erbost, weil sie grob angefasst wurden. Die zur Arbeit

1 HET BOEK VAN NU u.a., *Nationale snipperdag*, Amsterdam 1954.

2 P. DRENTH, *Illegalen in vreedstijd. Teleurstelling en successen van verzetsstrijders en politieke gevangenen*, in: H. PIERSMA (Hrsg.), *Mensenheugenis. Terugkeer en opvang na de Tweede Wereldoorlog. Getuigenissen*, Amsterdam 2001, S. 21–44; J. VAN LINGEN/N. SLOOFF, *Van verzetsstrijder tot staatsgevaarlijk burger. Hoe progressieve illegale werkers na de oorlog de voet is dwarsgezet*, Baarn 1987 und C. HILBRINK, *Vogelwrij verleden. Oud-illegalen na de oorlog*, Amsterdam 2001.

Eingesetzten fühlten sich wie halbe Kollaborateure behandelt – und das, obwohl die meisten von ihnen zwangsweise in Deutschland gearbeitet hatten.³ Das gleiche galt für diejenigen, die als Beamte, Zugführer oder Journalisten während des Krieges ihren Beruf ausgeübt hatten und nun plötzlich zu hören bekamen, sie hätten kollaboriert. Dann waren da die Niederländer, die aus der Kolonie zurückkehrten, welche während des Krieges von den Japanern besetzt gewesen war und in der es anschließend eine Revolution gegeben hatte. Sie hatten keine Ahnung, wo sie ihr Heil suchen sollten.⁴ Am verkanntesten von allen fühlten sich diejenigen, die in den deutschen Lagern gesessen hatten oder auf wunderbare Weise als Jude der Vernichtung entkommen waren. Sie hatten sich voller Schmerz sowohl nach ihrem Land als auch nach dem Frieden zurückgesehnt, wurden jedoch nach ihrer Rückkehr mehr oder weniger wie *Parias* behandelt.⁵

Der Friede erwies sich kurzum für nahezu jedermann als Enttäuschung – und auf jeden Fall ganz anders, als man ihn sich vorgestellt hatte. Vor ungefähr zehn Jahren wurde in den Niederlanden eine große Studie durchgeführt, in der der Umgang mit Kriegsopfern in der Nachkriegszeit untersucht wurde.⁶ Die Schlussfolgerungen dieser Studie waren nicht erhebend, um nicht zu sagen ziemlich schockierend. Rund zehn Jahre zuvor, Ende der achtziger Jahre, waren die Niederländer mit einem Mal mit etwas Ähnlichem konfrontiert gewesen – etwas, das in kleinem Kreis wohl bekannt gewesen, aber nie an die große Glocke gehängt worden war: dem Umstand, dass es auch in der Nachkriegszeit Antisemitismus gegeben hatte. So hatte sich ausgerechnet die Widerstandszeitung *Het Parool* damals darüber befremdet gezeigt, dass Eliazer Polak nach dem Krieg davon ausging, dass er »einfach« in sein Amt als Deputierter Nordhollands zurückkehren könne. Polak war 1940 gerade noch rechtzeitig nach England entkommen und von dort aus nach Brasilien gereist. Im Juli 1945 kehrte er zurück und beanspruchte wieder seine alte Stelle. »Diese Nachricht führt in weiten Kreisen zu Befremden«, schrieb *Het Parool* in einer Passage, die man erst glaubt, wenn man sie zehnmal gelesen hat. »Der Herr Polak hat während der deutschen Invasion in unserem Land seinen Posten verlassen, ohne dass es hierfür besonders dringende Gründe gab.« Etwas Ähnliches passierte Ab Caransa. Als er den Amsterdamer Wohnungsbaurein fragte, ob man »angesichts der Umstände« für seine aus dem Lager zurückgekehrten Eltern eine Ausnahme machen könne, folgte die lakonische Gegenfrage: warum? In einigen Fällen warf man Juden sogar vor, dass sie überhaupt zurückkehrten. So wurde ein

3 T. VAN DER LINDEN/H. PIERSMA, *Terug in het gareel. De opvang van gedwongen tewerkgestelden en de angst voor onmaatschappelijkheid*, in: PIERSMA (wie Anm. 2), S. 125–150.

4 E. CAPTAIN, *Achter het kawat was Nederland. Indische oorlogservaringen en -herinneringen, 1942–1995*, Kampen 2002.

5 K. ALKEMA/G. VAN DER DRIFT, *Mist tussen de dijken. De stemming in de weekbladpers en de opvang van de oorlogsslachtoffers*, in: C. KRISTEL (Hrsg.), *Polderschouw. Terugkeer en opvang na de Tweede Wereldoorlog. Regionale verschillen*, Amsterdam 2002, S. 263–292.

6 M. BOSSENBROEK, *De Meelstreep. Terugkeer en opvang na de Tweede Wereldoorlog*, Amsterdam 2001.

jüdischer Hausarzt bei seiner Rückkehr durch die Ehefrau seines Stellvertreters mit den Worten empfangen: »Wir haben aber auch immer Pech.«⁷

Man könnte Hunderte von Beispielen für den Unfrieden geben, der auf dem Frieden folgte. Sie bringen kaum weitere Erkenntnisse. Worum es geht, ist die Tatsache, dass diese Atmosphäre dazu beitrug, dass die jüngste Vergangenheit rasch in eine entlegene Ecke gedrängt wurde und hauptsächlich noch in der Nacht lebte. Tagsüber spielten andere Dinge eine Rolle: wirtschaftlicher Wiederaufbau, Kommunismus und vieles andere. Aber auch und vielleicht sogar vor allem Angst – beispielsweise davor, dass in Zukunft immer Armut herrschen werde, dass die Erholung ungeheuer lange dauern werde oder dass *es* noch einmal geschehen könne. Diese letztgenannte Angst wurde auf zwei Länder projiziert. Das eine, und das geschah in der gesamten westlichen Welt, war die Sowjetunion. Das war einer der Gründe dafür, dass viele für ein starkes Europa eintraten und für ein schnellstmögliches Vergessen der Vergangenheit. Es gab aber auch solche, und sie standen oftmals links von der politischen Mitte, die sich mindestens so viele, wenn nicht noch mehr Sorgen um Deutschland machten.⁸ Der Nationalsozialismus war zwar besiegt, er war aber noch nicht verschwunden. Eduard Hoornik war einer derjenigen, die dies schlaflos machte. »L'histoire se repète«, schrieb er in einem 1952 veröffentlichten Erzählband *Sie sind wieder da* »die Reisebusse und die Touristen aus Köln, Düsseldorf und Koblenz. Von einem Ausflug zu den Tulpenzwiebfeldern kommen sie ausgelassen nach Amsterdam... Sie sind wieder da. Die deutschen Schlager, die deutschen Filme und die Deutschen selbst. Mit der gleichen Grobheit und der gleichen Frechheit, mit *ihrer* Auffassung von »Kraft« und *ihrer* Auffassung von »Freude«... Sie sind wieder da. Sie sitzen in den Cafés als ob sie nie weg gewesen wären. Heute noch in Zivil... Morgen... *wieder* Stiefel, Gummiknüppel und Gewehre.«⁹

Das ist der Grund für Hoorniks unbeschreiblichen Kummer, seine Wut und Erregung, als die niederländische Regierung zwei Jahre danach Konsequenzen aus dem niederländischen Mangel an Interesse an der jüngsten Vergangenheit zog und entschied, das Gedenken an die Befreiung als Feiertag abzuschaffen. Daraufhin schrieb er den oben zitierten Text über seine schlaflosen Nächte. Aber er beschränkte sich nicht darauf. Er *tat* auch etwas. In der Nacht vom dritten auf den vierten Mai, als unzählige Deutsche im Begriff waren, »nach Holland in die Ferien« zu fahren, so, wie sie im Mai 1940 »zum Krieg« gegangen waren, zog er mit einigen Gleichgesinnten los, um überall entlang den Grenzübergängen ebensolche

7 D. HONDIUS, *Terugkeer. Antisemitisme in Nederland rond de bevrijding*, Den Haag 1998 und M. CITROEN, *U wordt door niemand verwacht. Nederlandse joden na kampen en onderduik*, Utrecht 1999.

8 F. WIELENGA, *Van vijand tot bondgenoot. Nederland en Duitsland na 1945*, Amsterdam 1999, siehe auch: Ders., *West-Duitsland. Partner uit noodzaak. Nederland en de Bondsrepubliek, 1949–1955*, Utrecht 1989.

9 *De Man in de stad*, auch in: E. Hoornik, *Journalistiek proza en brieven*, Amsterdam 1974, 56–58.

Plakate anzukleben, wie sie die Deutschen während des Krieges angeklebt hatten. Aber statt »für Juden verboten« stand darauf »Deutsche nicht erwünscht«. Die Frau, mit der Hoornik seine Albträume teilte, erzählte später, wie dies vor sich ging: »Eddie schlüpft – die Jacke voller Kleister und seine Lagerfüße vergessend [er hatte sich im Lager ernsthafte Schäden an den Füßen zugezogen] ins Auto und wieder raus. Kein Verkehrsschild, kein Milchauto wird ausgelassen. Ein sehr alter Bauer auf der Veluwe streckt im frühen Morgengrauen seine Arme begeistert in die Luft und winkt uns lange mit der Mütze in der Hand hinterher.«¹⁰ Die Aktion war etwas Neues – national und international – und gab Hoornik und seinen Mitstreitern zumindest das Gefühl, dass sie diesmal – im Gegensatz zu den dreißiger Jahren – auch wirklich etwas *getan* hatten. Nicht, dass es half, nicht, dass die Deutschen fortblieben, die niederländische Regierung ihre Meinung änderte oder die Angst vor einer Wiederholung sich verringerte. Aber dennoch, sie hatten nicht stillgesessen.

Die erste Phase der Nachkriegszeit

So gestaltete sich also die erste Phase der Nachkriegszeit. Sie dauerte ungefähr bis 1960 und besteht aus einem kurzen Moment der Euphorie und einer langen Zeit des Kummers, Schweigens, der Angst und Wut, vor allem aber des *Unfriedens*. In dieser Periode war das Bild des Krieges konfus – eigentlich gab es noch kein Bild, das heißt, es gab schon Bilder, aber die waren so gegensätzlich oder stimmten so wenig mit der Erfahrung überein, dass sie einem nicht vorhandenen Bild gleichkamen. So wurde bei offiziellen Anlässen und an Gedenkorten wie dem so genannten Ehrenfriedhof von Bloemendaal – dem Ort, an dem eine Reihe der wichtigsten Widerstandshelden der Niederlande begraben sind – eine schöne, erhabene Sprache gesprochen oder in Stein gehauen, eine Sprache, die auch 1945 überall gesprochen oder verewigt wurde. Aber diese Sprache war in den fünfziger Jahren selten noch aufrichtig und bestand zumeist aus wenig mehr als politisch korrekten Leerformeln. Auf jeden Fall hatte sie nichts von der Euphorie, die sie kurz nach der Befreiung gekennzeichnet hatte. Damals hatte man unter dem Eindruck des Sieges noch verkündet, dass sich die gesamten Niederlande wie ein Mann gegen die Besatzer gewehrt hätten. Einige Jahre später wusste man es besser: die Wirklichkeit war so viel banaler als bei offiziellen Anlässen, von Angebern im kleinen Kreis oder von einigen Träumern erzählt wurde. Die Wirklichkeit war, um es mit einem Wort zu sagen, »grau«. Das ist eine Bezeichnung, die der Verfasser dieses Beitrags vor knapp zehn Jahren im Titel eines Buches verwendete, das ziemliches Aufsehen erregte – und dies noch immer tut.¹¹ Was der Verfasser

¹⁰ *Het is maar tien uur sporen naar Berlijn. Mies Bouhuys over Ed. Hoornik met een keuze uit zijn werk*, Amsterdam, 1985, S. 127 und NEDERLAND INSTITUUT VOOR OORLOGSDOCUMENTATIE, KB II 1537.

¹¹ C. VAN DER HEIJDEN, *Grijs verleden. Nederland en de Tweede Wereldoorlog*, Amsterdam 2001.

damals noch nicht wusste, ist, dass eine solche Vorstellung in den fünfziger Jahren und Anfang der sechziger Jahre ebenfalls verwendet wurde, und dass sein Bild der Ereignisse nahe an das damalige herankommt. Um es mit wenigen Sätzen zu sagen: Die Besetzung war eine komplizierte Situation gewesen, in der die Menschen allerlei Verrenkungen machen müssen.¹² Ein eindeutiges Verhalten hatte es bei weitem nicht immer gegeben. Die überwiegende Mehrheit lavierte sich durch, sie konnte nicht anders. Auf jeden Fall erlebten die Menschen das so. Widerstand konnte den Tod bedeuten, darüber hinaus war er oftmals eine Sache der Jüngeren und einiger politisch Begeisterter. Das waren die meisten Niederländer nicht. Kollaboration bedeutete, dass man von seiner Umgebung nur über die Schulter angesehen wurde und dass man darüber hinaus Prinzipien verkündete, die selten mit den eigenen übereinstimmten. Es gab beide Haltungen, Kollaboration und Widerstand. Aber viel häufiger war eine Haltung *zwischen* den beiden Extremen: ein bisschen Widerstand, ein bisschen Kollaboration, mal etwas mehr von dem einen, dann wieder etwas mehr von dem anderen, aber zumeist eine Haltung, die weder das eine noch das andere war – zumindest in der Öffentlichkeit und mit Blick auf das Verhalten. Was man im Innersten seines Herzens oder in der Intimität des kleinen Kreises *dachte*, das ist etwas anderes.¹³ Bis weit in die fünfziger Jahre hinein wurde dies auch anerkannt und – abgesehen von einer kleinen Gruppe, zu der unter anderem Hoornik gehörte – kaum als hinderlich betrachtet. Was hätte man anderes tun können? Der bekannteste »Beweis« hierfür ist die Tatsache, dass Jan de Quay 1959 Premierminister der Niederlande wurde. Derselbe Jan de Quay war während des Krieges Anführer der wichtigsten politischen Gruppierung gewesen, die versucht hatte, zu laviieren.¹⁴ Erst rund zehn Jahre nach seiner Zeit als Premier (um 1970) wurde dieses Lavieren in breiten Kreisen angeprangert und de Quay als »böse« bloßgestellt. Dieses Urteil hängt ihm bis zum heutigen Tag immer noch an. Aber damals, Ende der fünfziger und auch noch zu Beginn der sechziger Jahre, wurde vollkommen anders über ihn gedacht.

Veränderungen im Umgang mit der Bildformung des Krieges

Die Wende im Umgang mit der Bildformung des Krieges von der ersten zur zweiten Phase begann genau in den Jahren, in denen Jan de Quay Premier war, also Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre. Die Schritte der Veränderung sollen hier nicht ausführlich beschreiben werden, vielmehr werden hier nur einige Stichworte gegeben:

12 Siehe zum Beispiel: J. MEULENBELT, *De Duitse tijd. Vijf jaar vaderlandse geschiedenis*, Amsterdam 1955 und vor allem: L.G. KORTENHORST, *Was samenwerking met den vijand geoorloofd*, 1945. Siehe auch: W. WARMBRUNN, *The Dutch under German occupation, 1940–1945*, London 1963.

13 B. VAN DER BOOM, *We leven nog. De stemming in bezet Nederland*, Amsterdam 2003.

14 W. TEN HAVE, *De Nederlandse Unie. Aanpassing, vernieuwing en confrontatie in bezettingstijd, 1940–1945*, Amsterdam 1999.

- Anne Frank: Ihr Buch führte Ende der fünfziger Jahre in den Niederlanden und andernorts – Deutschland und die USA vorneweg – zu einer Wende
- Eichmann: Der Prozess im Jahr 1961 überzeugte die ganze Welt davon, dass unter den Nationalsozialisten Dinge geschehen waren, die unmöglich verdeckt bleiben konnten.
- Die Fernsehserie *De Bezetting* (*Die Besatzung*): In den Niederlanden begann – gewissermaßen als Vorläufer der Verarbeitung des Zweiten Weltkriegs – zum gleichen Zeitpunkt, zu dem Eichmann in Buenos Aires gekidnappt wurde, eine lange laufende Fernsehserie über den Zweiten Weltkrieg. Fernsehen war etwas Neues. Das in der Serie dargestellte Bild vom Krieg – eine Variante dessen, was unmittelbar nach dem Krieg auch schon erzählt worden war – wurde so auf eindringliche Weise unter die Menschen gebracht. Die Wirkung war enorm.¹⁵
- Das gleiche geschah, als im gleichen Monat, in dem die Serie endete, im Mai 1965, ein niederländischer Historiker, Jacques Presser, eine große Geschichte der Judenverfolgung veröffentlichte. Erneut standen die Niederlande Kopf. Dass *das* alles passiert war.¹⁶
- Im Zusammenspiel mit der rebellischen Atmosphäre, der Revolte der Jugendlichen, der Durchbrechung der Säulen, dem Aderlass der Kirchen, der Demokratisierung und der Erschließung der ländlichen Gegenden wird mehr oder weniger verständlich, dass die Atmosphäre, die Mitte der fünfziger Jahre geherrscht hatte, sich zehn Jahre später vollkommen geändert hatte. In dieser Atmosphäre bekam der Krieg ein anderes Bild und eine andere Bedeutung. Auch für – und nicht zuletzt dank – Eduard Hoornik.

Eduard Hoornik und sein Wirken

Hoornik war – wie bereits erwähnt – Mitte der fünfziger Jahre Redakteur der ältesten Kulturzeitschrift der Niederlande, *De Gids*. In den ersten fünfzehn, zwanzig Jahren nach dem Krieg war dieses Blatt überwiegend eine literarische Zeitschrift mit viel Poesie und Prosa gewesen.¹⁷ Aktuelle Politik und gesellschaftliche Fragen kamen nicht oder kaum zur Sprache. Zu Beginn der sechziger Jahre nahm jedoch bei einigen Redakteuren, unter anderem auch bei Hoornik, die Unzufriedenheit hierüber zu. Nach einer ersten Veränderung im Jahr 1962 sowohl in der Redaktion als auch in der Organisation folgte Anfang 1965 ein noch größerer Wechsel. Dabei

15 C. VOS, *Televisie en bezetting. Een onderzoek naar de documentaire verbeelding van de Tweede Wereldoorlog in Nederland*, Hilversum 1995.

16 J. PRESSER, *Ondergang. De vervolging en verdelging van het Nederlandse jodendom 1940–1945*, Den Haag 1965; C. KRISTEL, *Geschiedsschrijving als opdracht. Abel Herzberg, Jacques Presser en Loe de Jong over de jodenvervolgving*, Amsterdam 1998.

17 R. Aerts u.a., *De Gids sinds 1837*, Den Haag 1987.

verschwand nahezu die gesamte alte Garde, um für drei Jugendliche und einen Älteren Platz zu machen. Alle waren wie Hoornik vom Krieg schwer gezeichnet.

Unterdessen entwickelte sich sein Haus an der Prinsengracht in Amsterdam zu so etwas wie dem »Salon der Kriegsgeneration«, in dem den »Stuhl des Meisters« eine Menge unterschiedliche, jedoch gleich empfindende Personen umringten. Viele von ihnen werden bis zum heutigen Tag zur kulturellen Elite gezählt. »Er stand immer zur Verfügung«, schrieb einer von ihnen (Harry Mulisch) in einer unmittelbar nach dem Tod Hoorniks (am 1. März 1970) erschienenen Sonderausgabe von *De Gids*. »Mit Rat, Tat, Geld, Alkohol, Beziehungen, Intrigen, Machenschaften. Nie hatte er keine Zeit. Jeden Abend war sein Haus voller Dichter, Schriftsteller, Schachspieler, Komponisten, Architekten, Journalisten, Politiker; Aktionen wurden geplant, Zeitschriften zusammengestellt, die Frauen anderer angemacht, man trank sich einen an, es wurden Theaterstücke improvisiert, grausame Spielchen gespielt, düstere Rätsel aufgegeben, Feuerwerk entzündet... Der Dichter selbst bewegte sich nicht viel; ebenso wie Ödipus hatte er Fußbeschwerden. Er saß in seinem großen Sessel wie das Auge des Zyklons: Eine Mutter, die zufrieden auf ihre Küken schaute.«¹⁸

Von diesem Sessel aus sprach Hoornik immer wieder den Krieg an. Was auch Thema war, was auch geschah, wer auch vor ihm stand, der Krieg wurde dazugeholt. »So viel an den Abenden im »Salon« auch gelacht oder organisiert wurde«, schrieb ein niederländischer Journalist und Schriftsteller in einem Nachruf, »blieben sie doch für Hoornik Hinweise auf einen Krieg, der nach seinem Gefühl nicht aufhörte.« Andere sagten das gleiche, auch der Betreffende selbst: »Dieses Doppelleben von Tod und Leben wiederholt sich, auch heute noch. Man geht durch die Stadt, man sieht sich selbst in den Schaufenstern, es gibt keinen Anlass, aber plötzlich hat man das Gefühl, dass die Existenz unter einem weggezogen wird. Die Menschen, die an einem vorbeigehen, sind tot, wie auch man selbst tot ist. Es dauert nicht lange, ein paar Sekunden nur, dann tritt man wieder zurück in die Zeit und in die Wirklichkeit.«¹⁹

Insofern hatte sich Hoornik also seit Mitte der fünfziger Jahre nicht verändert. Verändert hatte sich die Umgebung. Verändert hatte sich auch sein Einfluss. Im Mai 1965 erschien *De Gids* mit einer ausführlichen Kriegsausgabe. Im gleichen Monat veröffentlichte Hoornik in *Vrij Nederland*, die im Begriff war, die tonangebende Wochenzeitschrift in den Niederlanden zu werden, einen eindringlichen Artikel über seinen ersten Nachkriegsbesuch in Dachau. *Dachau für immer* heißt er und erzählt von »einer schmutzigen Einöde aus Erde und Stein«. Dennoch erwacht diese Einöde für den Besucher wie mit einem Zauberschlag zum Leben. Das komme, sagt Hoornik, weil er seit dem Lager aus zwei Menschen bestehe: dem einen, der heute lebe, dem anderen, der dort geblieben sei. »Wir können den

18 *De Gids*, Nr. 3/1970.

19 HOORNIK (wie Anm. 9), S. 205.

Tod nicht töten«, schreibt er und meint: »wer jemals das durchgemacht hat, was ich durchgemacht habe, ist dem für alle Zeit verpflichtet. Wir werden damit leben müssen. Dazu besteht nur eine einzige Möglichkeit. Uns zu teilen. Einer, der – gefangen von seiner Vergangenheit – hier bleibt; der andere, der weggeht.«

Viele Jahre später erinnerte sich seine Frau, die gleiche, die während jener schlaflosen Nächte seine Klagen anhören musste, an den Besuch in Dachau. Dabei erzählte sie etwas sehr Bemerkenswertes, um nicht zu sagen Schockierendes – um so mehr, als sie, die viel jünger war als Hoornik und selbst nie in einem Lager gegessen hatte dies in der wir-Form tut. »Wir machen die ganze Runde noch einmal«, erzählt sie. Hoornik wollte alles sehen, auch und vielleicht sogar vor allem die furchtbarsten Details, darunter die Rinne, durch die das Blut floss. »Bei dem Gebüsch am Ende des Lagers, nahe an dem schräg ansteigenden Stacheldraht, wo der Erschießungsplatz war, finden wir die Rinne. Erneute Freude. Das Blut in der Rinne [an das Hoornik sich erinnerte] war echt. Kein Albtraum, keine krankhafte Phantasie. Zum zigsten Mal werden wir befreit. Wir dürfen hier weg, irgendwo anders hin, wo die Sonne scheint. Es werden die glücklichsten Ferien unseres Lebens.«²⁰

Ein Besuch in einem ehemaligen Konzentrationslager als Auftakt für die schönsten Ferien überhaupt! Es erscheint bizarr. Aus der Perspektive eines Mannes wie Eduard Hoornik war es jedoch sehr verständlich:

Ich weiß gewiss, dass es keinen Unterschied macht,
ob ich Dachau oder die Welt sage,
und das ist es, was mich quält und still macht,
und auch wenn ich bleibe, ginge ich lieber fort.

Einige Jahre später, relativ kurz vor seinem Tod und zu einem Zeitpunkt, zu dem Erlebnisse wie die seinen immer häufiger ausgesprochen und anerkannt wurden, Anfang 1968, sprach Hoornik während der jährlichen Auschwitz-Gedenkfeier. Auschwitz und Dachau seien nicht das gleiche, legte er dar. Die Hölle kenne Abstufungen. Dennoch waren beide Lager seiner Meinung nach Teil des gleichen »konzentrationsären Universums«. Ihre Bewohner hatten »den gleichen Geruch eingeatmet. Den Geruch des Krematoriums, des Krankenblocks, den Übelkeit erregenden Geruch der Kohlsuppe. Den Gestank der Klosettbecken, auf denen die an Typhus Leidenden in einer Reihe nebeneinander saßen.« Den Geruch wird ein Mensch nach Meinung Hoorniks nie wieder los. Er zog hieraus zwei Schlüsse. Der eine betraf die ehemaligen Gefangenen, Menschen wie ihn also. Sie könnten nicht anders, als ihre Pflicht zu fühlen, gegen jede Tat und jedes Ereignis zu kämpfen, die zu einer Wiederholung führen könnten. »Auschwitz zu gedenken bedeutet, beschämt zu sein«, sagte er, »nicht nur für das, was geschehen ist, sondern für das, was geschieht. Nun können wir zwei Dinge tun: mit dieser Scham leben und uns

20 *Het is maar tien uur sporen naar Berlijn*, S. 152–153.

dumm stellen... oder den Grund für unsere Scham beseitigen... Keine Ergebenheit also, sondern Widerstand. Die Scheuklappen ablegen und schauen. Auf Auschwitz schauen, wie es sich heute in hundert Gesichtern darbietet. Nein sagen und versuchen, dieses Nein sagen auf jede mögliche Weise zu verwirklichen.«²¹

Mit dieser Schlussfolgerung sprach Hoornik für seine Zeit, insbesondere für die Jugendlichen, die an der Prinsengracht zu seinen Füßen saßen und ihre intellektuellen Nachkommen. Immer wieder, immer häufiger und immer deutlicher sollten sie »nie mehr so etwas« sagen. Themen gab es viele: den Vietnamkrieg, die Bedrohungen gegen Israel, die Stationierung von Atomsprenkköpfen in Europa oder noch später die Kriege im ehemaligen Jugoslawien sowie die Debatten über Asylsuchende und der Vormarsch der neuen rechten Parteien. So etwas nie wieder, womit gemeint war: nie wieder eine solche Erfahrung wie im Zweiten Weltkrieg.

Die andere Schlussfolgerung, die Hoornik aus seiner Konzentrationslagererfahrung zog, betraf diejenigen, die nicht von einem solchen Schicksal betroffen gewesen waren, insbesondere ihren Repräsentanten: den Staat. Er hatte sich zu vergegenwärtigen, dass ein ehemaliger Gefangener niemals befreit wird. Wo er auch war, was er auch tat, der Gestank haftete ihm an. Immer und immer wieder kehrte er ins Lager zurück. Und ganz gewiss war dies der Fall bei den wenigen, die Auschwitz überlebt hatten. Hoornik kritisierte »die chronisch Kranken, die Invaliden, die psychisch Gestörten, die vorzeitig Gealterten, von denen ein Kind erkennen kann, dass man ihnen helfen muss, und die wir nun schon dreiundzwanzig Jahre in der Kälte von Auschwitz stehen lassen... Keine Rente; keine Wiedergutmachung; niemals irgendeine Geste von irgendeiner niederländischen Regierung. Das ist ein Skandal.«

Zur zweiten Phase der Nachkriegszeit

Nun also zur zweiten Phase der Nachkriegszeit. Sie dauerte etwa von 1960 bis 1980 und zeichnet sich durch einen komplizierten, pluralistischen Prozess aus. Einige seiner Kennzeichen sollen hier angesprochen werden. Einleitend kann festgestellt werden, dass das Interesse am Krieg stark zunahm. Während in den fünfziger Jahren oftmals noch über den Krieg geschwiegen wurde – manchmal so hartnäckig, dass dieses Schweigen wie ein lautloses Schreien war – wurde ab den sechziger Jahren ausdrücklich über den Krieg gesprochen. Um ein Bild zu verwenden: In den vierziger und fünfziger Jahren war der Krieg ein Schatten, er lag über allem, es war unmöglich, ihm zu entkommen. Ab den sechziger Jahren wurde der Krieg zu einem Spiegel. Man stellte sich ihm.

Eine zweite Veränderung besteht darin, dass ab den sechziger Jahren – vornehmlich dank der zuvor erwähnten Fernsehserie und danach durch eine lange Reihe von Publikationen – ein mehr oder weniger zusammenhängendes Bild vom

21 *Vrij Nederland* vom 3. Februar 1968, auch in HOORNIK (wie Anm. 9), S. 199–205

Krieg entstand. Dieses Bild wurde anfangs durch den gleichen Gedanken zusammengehalten, der auch zum Kriegsende für kurze Zeit vorgeherrscht hatte: dass »man« sich massenhaft den Besatzern widersetzt habe. Das war die Vorstellung, die von der niederländischen Exilregierung und vom Widerstand auf die Gesamtheit projiziert wurde. Ihr war kein langes Leben beschert, aber sie kehrte durch den Mund des wichtigsten Kriegshistorikers der Niederlande, Loe de Jong, und durch das Fernsehen Anfang der sechziger Jahre zurück, um dann in gemäßiger Form bis heute fortzubestehen.²² Der Widerstand diente als Anziehungspunkt der Geschichte vom Krieg.

Im Laufe der siebziger Jahre erhielt dieses Bild vom Krieg einen anderen Anziehungspunkt: das Opfer. Nicht der Gedanke, dass man Widerstand geleistet hatte, sondern der Gedanke, dass man gelitten hatte, wurde vorherrschend. Für diese Verschiebung gibt es viele Gründe. Einer davon ist, dass die Geschichte vom kollektiven Widerstand auf die Dauer unmöglich aufrecht zu erhalten war. Im Fernsehen und im Kino machte sie sich gut, aber in der Debatte und unter dem Druck der Fakten schmolz sie – um erneut eine Metapher zu verwenden – wie Schnee in der Sonne. Ein anderer Grund ist, dass das Opferkonzept, wenn man das so nennen darf, gut zum Sozialstaat sowie auch zur Individualisierung passte. Ein dritter Grund ist, dass das Interesse am millionenfachen Mord an den Juden allmählich zunahm. Diese Entwicklung geht unvermeidbar vom Opfer aus.

Der Aspekt des in den sechziger Jahren wachsenden Interesses am Krieg wurde bereits genannt. Mit zunehmendem Abstand und dem Erwachsenwerden derjenigen, die diese Zeit nicht miterlebt hatten, wurde aus dem Krieg anstelle eines historischen Ereignisses immer mehr ein symbolisches, ein Modell für das, was man *nicht* wollte. Der Krieg wurde unter anderem zu einem Argument gegen autoritäre Führungsleute, Vietnam und für Freiheit, Mitbestimmung und vieles mehr. Immer und immer wieder wurde der Krieg als Begründung und als Schreckensbild verwendet. Schließlich mündete alles dies in eine stark moralisch gefärbte Perspektive. Wenn es um den Krieg ging, sollte es nur zwei Möglichkeiten geben: gut und böse.²³ Das war die gleiche Sichtweise, die während des Krieges von den Alliierten und dem Widerstand verwendet wurde. Damals war dies naheliegend. In den sechziger Jahren und später war das nicht mehr der Fall. Und doch wurde diese Sichtweise gerade in dieser Zeit dominant.

Die Folgen von alledem waren enorm. Besonders in den siebziger Jahren gab es in den Niederlanden einige Krawalle, die die Kriegseignisse zum Ausgangspunkt hatten. Es entstand eine Sondergesetzgebung für Kriegsoffer. Die Zahl der Publikationen, Dokumentationen, Filme und Tagungen über den Krieg nahm rasant zu. Kurzum, der Krieg kehrte zurück. Dies wird in bemerkenswerter Weise durch die Tatsache veranschaulicht, dass man Ende der siebziger Jahre in den

22 VOS (wie Anm. 15) und L. DE JONG, *De bezetting*, Amsterdam 1966.

23 J.C.H. BLOM, *In de ban van goed en fout. Geschiedschrijving over de bezettingstijd in Nederland*, Amsterdam 2007.

Niederlanden, den Vereinigten Staaten und andernorts erneut begann, denjenigen Aufmerksamkeit zu schenken, die während des Krieges »böse« gewesen, aber aus verschiedenen Gründen davongekommen waren. 1978 stellte der niederländische Justizminister einen Beamten ein, der speziell mit der Ermittlung von Kriegsverbrechern beauftragt wurde, von Personen, die ihre Strafe noch nicht bekommen oder noch nicht abgesessen hatten. Das ist um so bemerkenswerter, als in den USA im selben Jahr das gleiche passierte, während in Frankreich, Österreich und anderswo – Deutschland ist aus verschiedenen Gründen ein Sonderfall – ebenfalls eine neue Periode der Säuberung begann. Ein Nachspiel hiervon ist zur Zeit mit den Affären Demjanjuk und Boere zu beobachten. Damals waren die Medien voll mit Fällen wie dem von Klaus Barbie und Kurt Waldheim. Sie markieren die Veränderung.

Die dritte Phase der Nachkriegszeit

Die Veränderung, die sich ab 1980 vollzog und die die dritte Phase des Umgangs mit dem Zweiten Weltkrieg einläutete, ist letztendlich auf einen einzigen Begriff zu reduzieren: Holocaust. Natürlich war vom allerersten Augenblick an, in dem sich die Berichte über die Lager verbreiteten (ab Ende 1944) bekannt gewesen, was unter der Naziherrschaft mit den Juden geschehen war. Aber aus verschiedenen Gründen blieb diese Tatsache bis circa 1980 anderen Fakten untergeordnet. Die Aufmerksamkeit galt dem Widerstand, den Opfern im Allgemeinen, zu denen auch die Juden gehörten, und dem militärischen Kampf. Zudem gab es viel Beachtung für die Schuldigen, die bestraft werden mussten. Vielleicht ist eine wichtige Erklärung für den mühsamen Umgang mit dem Holocaust auch, dass man eigentlich nicht richtig wusste, wie man darüber sprechen sollte, »denn wenn das, was wir sagen, wahr sein sollte, dann würden wir eigentlich nicht mehr existieren und demnach auch nichts sagen können,« um es mit den Worten eines französischen Opfers (Charlotte Delbo) zu sagen.²⁴ Aber was der Grund auch sei, in der Geschichte vom Krieg spielte der Holocaust eine untergeordnete Rolle. Das änderte sich ab 1980 rasant und mit Folgen, die bis zum heutigen Tag spürbar sind.

In dem Prozess des zunehmenden Interesses am Holocaust werden immer wieder die gleichen Fixpunkte genannt. Sie gelten in den Niederlanden ebenso wie anderswo. Der Eichmann-Prozess zu Beginn der sechziger Jahre. *Der Stellvertreter* von Rolf Hochhuth aus dem Jahr 1963. Die Kriege, die Israel 1967 und 1973 führte. In den Niederlanden die bereits kurz genannte Publikation von Jacques Presser. International ausschlaggebend war jedoch die Serie *Holocaust*, die von 1978 bis 1979 im Fernsehen gezeigt wurde und geradezu eine eigene Dynamik auslöste. Danach erschienen überall Bücher, Dokumentationen, Filme, Interviewprojekte, wurden

24 C. DELBO, *Auschwitz and after*, New Haven 1995, S. 276.

Museen gegründet und Konzentrationslager restauriert. 1985 veröffentlichte der Franzose Claude Lanzmann den Dokumentarfilm *Shoah*. Einige Jahre zuvor hatte das Werk von Etty Hillesum von den Niederlanden aus die Welt erobert – nicht so kraftvoll, wie das Tagebuch von Anne Frank dies fünfundzwanzig Jahre zuvor getan hatte, aber ein Erfolg war es dennoch. Im gleichen Jahr, in dem Lanzmann seinen Dokumentarfilm herausbrachte, veröffentlichte Gerard Durlacher in den Niederlanden seine Erinnerungen an das Lager und vor allem an das, was danach geschehen war. 1993 kam Steven Spielberg mit *Schindlers Liste*, 1996 Goldhagen mit seiner Geschichte, dass alle Deutschen Henker gewesen seien, während deutsche Intellektuelle unterdessen tiefeschürfend über die Verantwortung debattierten.

Inzwischen zeigte sich, dass auch die Situation in den Niederlanden etwas weniger schön gewesen war als oftmals gedacht wurde. So wurde bekannt, dass sich Niederländer nach dem Krieg – wohlgemerkt: *nach* – ziemlich oft antisemitisch verhalten hatten. Die Nachricht, wie die Schweizer während des Krieges mit Juden und jüdischem Besitz umgegangen waren, war noch nicht bekannt, als sich zeigte, dass auch die Niederländer in dieser Hinsicht wenig hatten, worauf sie stolz sein konnten. Viele von ihnen hatten sich während des Kriegs auf Kosten von Juden bereichert. Schlimmer noch, nach dem Krieg waren sie damit fortgefahren, unter anderem, indem sie die Nachlässe der in den Lagern ermordeten Juden verkauft oder für einen lächerlichen Preis selbst erworben hatten. Auch gab es immer mehr Aufhebens wegen der unleugbaren Tatsache, dass in den Niederlanden ein im Vergleich so hoher Prozentsatz an Juden umgekommen war – mehr als in jedem anderen Land in Westeuropa.²⁵ Wie war das möglich? Die Niederlande waren doch das Modell der europäischen Toleranz par excellence! Und in diesem Stil ging es weiter.

Ab 1980 wurde der Krieg, in den Niederlanden ebenso wie anderswo in der westlichen Welt, in zunehmendem Maße mit dem Holocaust assoziiert. War dieser bis zu jenem Zeitpunkt allenfalls ein Aspekt des Krieges gewesen, so drehten sich nun die Verhältnisse um. Der Krieg wurde nun fast zu einer Fußnote des Holocausts.²⁶ Während bis circa 1980 das größte Interesse dem galt, was man für die Juden getan hatte, galt in den neunziger Jahren im Gegenteil die meiste Beachtung dem, was man unterlassen hatte, um nicht zu sagen, inwieweit man vom Holocaust profitiert hatte. Wenn die Deutschen während des Krieges »willige Henker« gewesen waren, dann waren die Niederländer nachgiebige Zuschauer. Wohlgemerkt, hier wird nicht behauptet, dass dies so war, noch nicht. Hier wird lediglich in kurzen, unnuancierten Worten das Bild referiert, das sich Ende des zwanzigsten Jahrhunderts herausbildete. Es war ein Bild, das durch die Aktualität auf bizarre Weise Kolorit erhielt. Im Jahr 1995 wurden unter den Augen niederlän-

25 N. VAN DER ZEE, *Om erger te voorkomen. De voorbereiding en uitvoering van de vernietiging van het Nederlandse jodendom tijdens de Tweede Wereldoorlog*, Amsterdam 1997.

26 *Nationaal vrijheidsonderzoek* vom April 2006, zu finden auf der Website des *Nationaal Comité 4 en 5 mei* (<http://www.4en5mei.nl>).

discher Truppen in Srebrenica 7.500 Männer verhaftet und abtransportiert, um anschließend ermordet zu werden. Über dieses Ereignis gibt es vieles zu sagen, eine Reihe von Einschränkungen sind möglich. Aber die einfachste Tatsache bleibt bestehen: man stand beim Abtransport dieser Männer daneben und sah zu.

Die dritte Phase im niederländischen Umgang mit dem Krieg würde wirklich stiefmütterlich behandelt werden, wenn man es hierbei belassen würde. Es geschah viel mehr. Es erschien unüberschaubar viel, das an das Bild anknüpfte, das sich in den sechziger und siebziger Jahren herauskristallisiert hatte: von einer Bevölkerung, die sich tapfer gewehrt und schwer gelitten hatte. Unterdessen warteten professionelle Historiker mit neuen Bildern auf: nüchterner, ruhiger, weniger moralistisch. Eine der neuen Einsichten lautete, dass der Krieg einen viel geringeren Bruch bedeutet habe, als es die Zeitgenossen empfunden hätten. Langfristig betrachtet sei der Krieg, trotz all seiner Schrecklichkeit, in erster Linie ein Augenblick gewesen. Der tatsächliche Bruch in der niederländischen Geschichte sei später gekommen, in den sechziger Jahren, als die Säulen zerbrachen, die Kirchen sich leerten, die traditionellen Hierarchien verschwanden, das Hinterland erschlossen wurde und sich die Öffentlichkeit veränderte. In dieser Veränderung spielte der Krieg eine nicht unwichtige Rolle: er fungierte als Argument, Warnung, Schreckgespenst, Beispiel. Damit wurde der Zweite Weltkrieg – im Übrigen ebenso wie anderswo in der westlichen Welt – immer weniger ein historisches Ereignis und zunehmend das Negativ beziehungsweise die Kehrseite der Modernität, das heißt: was damals geschehen war, durfte niemals wieder geschehen. Der Refrain, der in den sechziger Jahren vor allem unter Jugendlichen und rebellischen Figuren wie Eduard Hoornik erklungen war, wurde ab den achtziger Jahren weltweit zur politischen Botschaft einer politischen und kulturellen Elite. Es gibt noch mehr solcher Beispiele. Aber die Essenz des heutigen Umgangs mit dem Krieg bleibt die erwähnte. Man könnte sie in zwei Begriffen wiedergeben: der eine lautet »Holocaustisierung«, der andere ist, was man mit einem in diesem Zusammenhang ungebräuchlichen Wort »Schuldigwerdung« nennen könnte. Der Zweite Weltkrieg war zunächst vor allem der Moment gewesen, in dem die eine Minderheit (Nationalsozialisten) die andere (Juden) umgebracht hatte. Damit war aber das Schockierendste noch nicht gesagt. Das ist, dass die Mehrheit es – ebenso wie in Srebrenica – hatte geschehen lassen. Man stand daneben und schaute zu. Dies war mit einem starken Schuldgefühl verbunden. Holocaustisierung und Schuldigwerdung. Das ist der Kern der vorläufig letzten Phase des Umgangs mit dem Zweiten Weltkrieg, in den Niederlanden und anderswo.

Fazit

Zum Schluss die Frage, die wie jedes Gespräch über den Krieg, nahezu unvermeidbar eher moralischen als historischen Charakter hat, ob der Vorwurf oder Selbstvorwurf berechtigt ist. Sind die Niederländer, wie so viele andere – Franzosen, die katholische Kirche, Alliierte – tatsächlich »nachgiebige Zuschauer« gewesen? Der Antwort auf diese Frage geht eigentlich eine andere Frage voraus, eine Frage, die nicht oft genug gestellt wird: Ist es berechtigt, dass der Zweite Weltkrieg vor allem im Licht des Holocausts betrachtet wird? Die Antwort ist von der Perspektive abhängig. Ist diese Perspektive moralisch, dann kann man das kaum verneinen. Der Holocaust ist zweifellos das empörendste Ereignis des Zweiten Weltkriegs. Dürfen aber Krieg und Holocaust, wie es seit rund fünfzehn Jahren üblich ist, auf eine gemeinsame Stufe gestellt werden? Es gibt eine Anekdote über einen Mann, der im Jahr 1943 im niederländischen Peel, einem Landstrich an der deutschen Grenze, Verstecke für Juden suchte. Das fiel ihm nicht leicht. Erstens, weil man nicht wusste, was das war: Juden. Man kannte nur Katholiken und Nicht-Katholiken. Dann musste der Mann erklären, dass diese Juden verfolgt wurden, was das bedeutete und dass es besser war, wenn sie untertauchten.²⁷ Das ist eine vielsagende Anekdote. In den Niederlanden lebten zu Beginn der Besatzung rund 140.000 Juden. Bei weitem die meisten von ihnen lebten in wenigen großen Städten. Woanders, besonders auf dem Lande, gab es nur wenige Juden, und wenn sie dort lebten, dann waren sie oftmals unsichtbar, das heißt: als Juden. Unsichtbar war auch ihr Abtransport. Vollkommen unsichtbar und noch unvorstellbarer war das, was anschließend mit ihnen geschah. So gesehen ist der Vorwurf der Anpassung absurd. Wie kann man sich an etwas anpassen, von dem man nichts weiß?

Zu dieser Relativierung gehört eine Randbemerkung, und die gilt in erster Linie denjenigen, die auf die eine oder andere Weise, über politische, soziale oder ökonomische Kanäle, Einfluss ausüben konnten. Sie hätten es besser wissen können. Sie hätten es besser wissen müssen. Sie hätten begreifen müssen, dass dort, wo Menschen so offen misshandelt wurden, wie die Juden damals misshandelt wurden, dass dort schreckliche Dinge passieren können. Man begriff es jedoch nicht. Und das nicht nur, weil man es nicht verstehen konnte, sondern auch, weil es einfacher war, es nicht zu verstehen. Man konnte ja doch nichts tun. Darüber hinaus: »Dein Schmerz ist nicht der meine.« Insofern waren die Niederländer, von Ausnahmen abgesehen, tatsächlich nachgiebige Zuschauer. Für die Bevölkerung anderer Länder gilt im Übrigen das gleiche.

Als Eduard Hoornik 1938 über den Nationalsozialismus schrieb, dauerte eine Bahnfahrt nach Berlin nur zehn Stunden. Im Jahr 2010 ist die ganze Welt nur ein

²⁷ B.J. FLIM, *Het organiseren van de onderduik kwam voor de meeste joden veel te laat op gang*, in: *Auschwitz Bulletin*, 1/2000, S. 31–35.

paar Mausklicks und eine vergleichbare Zahl von Flugstunden entfernt. Insofern hat sich in siebzig Jahren viel verändert. Aber wie Ereignisse im ehemaligen Jugoslawien, in Ruanda, im Kongo und an einer Reihe anderer Orte zeigen, hat sich das Wichtigste nicht geändert. Das sind wir. Um es mit den poetischen Worten Eduard Hoorniks zu sagen:

Ich bin der Hinterbliebene,
der unverstorbene Tote,
der Hund, der den Mond anheult.

Ich krieche unter den Tisch,
meinen Kopf zwischen meinen Pfoten,
mein Maul ein Maul voller Blut.